

Andacht im Schäferhof am 1. Dezember 2016

Begrüßung

Lied: Macht hoch die Tür, die Tor macht weit

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Jubiläumsgemeinde,

immer wieder ist es beeindruckend zu erleben, mit welcher Inbrunst dieses Lied: „Macht hoch die Tür“ in unseren Kirchengemeinden im Gottesdienst am ersten Advent gesungen wird - genau wie auch heute abend hier.

Es kommt mir so vor, als brähe sich in diesem Gesang mit den Strophen vom kommenden Gott eine lang unterdrückte Sehnsucht in uns Bahn:

Die Sehnsucht danach, im und durchs Leben verschlossene Türen und Tore aufzumachen, Grenzen und Zäune zu überwinden, Mauern einzureißen.

In dieser Sehnsucht spielt vielleicht weniger die Überwindung der Trennung von Gott eine Rolle, wie sie die Strophen des Liedes nahelegen, als vielmehr die Überwindung der Trennlinien zwischen uns Menschen. Sie sollen uns nicht mehr voneinander fern halten.

Im Advent wünschen wir uns zusammenzurücken, füreinander da zu sein, in einer Gemeinschaft Halt zu finden, in der die Unterschiede zwischen arm und reich, gebildet und ungebildet, gesund und krank keine Rolle mehr spielen.

Im Advent bricht sich der immer währende Traum von einer Welt Bahn, in der jeder jedem hilft, in der einer für den anderen da ist, in der Menschen einander Herzen und Türen öffnen.

Der Traum lebt, die Sehnsucht brennt, wir singen und sagen davon – trotz oder wegen der vielen Not, die gleichzeitig auf der Welt schreit; und es aussichtslos scheinen lässt, dass sie je behoben werden könnte, allenfalls gelindert.

Und doch: die Sehnsucht bricht sich nicht nur im Gesang Bahn.

Sie treibt Menschen an, ihrem Bauchgefühl zu folgen und dem zu helfen, der hungrig ist, der im Elend ohne Obdach lebt, der nackt ist, der auf der Straße sitzt und Hilfe braucht.

Diesem Bauchgefühl folgt der Mann in der bekanntesten biblischen Geschichte zur Nächstenliebe: ein unbekannter Reisender aus Samaria auf der Straße von Jerusalem nach Jericho. Er findet unterwegs einen Mann, der unter die Räuber gefallen ist. Die haben ihn halbtot geschlagen und nackt liegengelassen.

Als der Reisende aus Samaria, der Samariter, ihn sieht, da erbarmt er sich des Überfallenen. In der biblischen Originalsprache bedeutet das Wort für Erbarmen: das Elend des Überfallenen ging ihm an die Nieren, es fuhr ihm in die Eingeweide. In diesem Moment folgt er seinem Bauchgefühl und hilft dem Hilflosen. Erst versorgt er ihn selbst mit dem Nötigsten, dann stiftet er ihm einen Aufenthalt in einer Herberge – vermutlich bis der Mann wieder geheilt ist.

Mit dieser Geschichte vermittelt Jesus, was Nächstenliebe ist.

Ich stelle mir vor: den Gründern der Stiftung Hamburger Arbeiterkolonie muss es ähnlich gegangen sein. Sie haben sich des Leids der vorwiegend jungen Männer erbarmt, die zwar nicht immer unter die Räuber gefallen, die aber doch elend und ohne Obdach auf der Straße gelandet waren. Sie waren infolge der Industrialisierung und der sich rasant verändernden Produktionsverhältnisse ohne feste Arbeit und ohne Zukunftsperspektive. Ihre Situation dürfte den wohlhabenden Stiftungsgründern an die Nieren gegangen sein. Zudem sahen sie die Gefahr, die in einer drohenden Radikalisierung der Verelendeten schlummerte.

So kamen sie zur Hilfe. Im Einladungstext für heute heißt es, sie wollten aus christlicher Fürsorge den wohnungslosen Menschen helfen, „bis es möglich geworden ist, ...anderweitig ein geordnetes Fortkommen zu schaffen.“

Sie hatten die Mittel für den Aufbau dieser Stiftung, und sie setzten sie dafür ein. Ganz so wie der barmherzige Samariter, das biblische Vorbild christlicher Fürsorge, von seinen Mitteln einiges einsetzte, um dem Überfallenen zu helfen.

Sie schufen ein Haus, in dem geholfen werden konnte. Sie öffneten den jungen Menschen Türen in dieses Haus, zu diesem Hof, zu Arbeit und zu einem eigenständigen Leben.

Doch wir wären heute nicht hier versammelt, wenn es nur um eine schöne Geschichte aus der Vergangenheit von vor 125 Jahre ginge, an der wir uns miteinander erbauen könnten.

Der barmherzige Anfang ist zu einer festen Einrichtung geworden. Das braucht es dann doch auch: dass dem Befolgen des Bauchgefühls durchdachte Planung und kluge Gestaltung folgen. Der Samariter pflegt den Verletzten nicht bloß und überlässt ihn dann wieder sich selbst. Er bringt ihn in ein festes Haus und sagt die Finanzierung weiterer Hilfe zu.

Auch davon haben sich die Gründer der Stiftung leiten lassen und den Schäferhof auf finanziell feste Beine gestellt.

Durch Höhen und Tiefen hindurch und dank beherzter Menschen, die ihre Ideen, ihre Kraft und ihre guten Beziehungen eingebracht haben, kann auch heute noch Menschen, die im Leben gestrandet sind, wieder auf die Beine geholfen werden. Die Arbeit hat sich gewandelt, auch die Ansätze wie geholfen wird. Es wurden Verbündete und Geschäftsmodelle gesucht und versucht. Die Finanzierung erfolgt heute vor allem aus Mitteln des Landes und der Diakonie. Manches bewährte sich, anderes wurde wieder aufgegeben. Im Kern aber sind die Ziele erhalten geblieben:

Hier können Menschen, die sonst keine große Perspektive haben, ausgebildet werden, sie finden Arbeit und – was genauso wichtig ist: Halt mit der Aussicht ein eigenverantwortetes Leben zu führen.

Sicher hat es in den einhundertfünfundzwanzig Jahren auch Rückschläge gegeben: für den Schäferhof selbst genauso wie für manche der Menschen, die mit Hoffnung hierher gekommen sind. Erfolge und Misserfolge, aus denen für die Zukunft gelernt worden ist, machen den Schäferhof zu einer gereiften und charaktervollen Einrichtung, die sich einen guten Ruf im Lande erworben hat. Den Ruf der Barmherzigkeit, die Menschen zugute kommt, die schon jede Hoffnung verloren hatten und

hier neu geschöpft haben. Dies ist nur möglich durch die, die hier bis heute gearbeitet und gelebt haben, die Leitenden genau wie die, die in den Werkstätten, in den Gärten und Grünanlagen, in der Küche und in den Hausdiensten tätig gewesen sind.

Sie sind über alle Unterschiede und Grenzen, über das Trennende hinweg nicht immer – das wäre unrealistisch und ginge an den auch persönlichen Prägungen und Befindlichkeiten vorbei – aber immer wieder zu einer Gemeinschaft der Helfenden geworden, in der sich Türen und Tore füreinander aufgetan haben.

Unsere Erfahrung sagt uns: das geht nicht immer. Noch nicht. Wir Menschen sind eben auch noch selbstbezogene Einzelwesen, aber es geht momentweise. So wie beim barmherzigen Samariter, wie bei den Gründern der Stiftung im Augenblick des Impulses zur Hilfe, wie heute, da wir miteinander feiern.

Wir leben noch nicht in einer endgültigen grenzenlosen Gemeinschaft. Ich glaube, die wird es erst bei Gott geben.

Aber wir leben in einer Kette von Momenten, in denen der Impuls zu helfen uns zu einer Gemeinschaft der sonst Unterschiedenen schon jetzt und hier werden lässt.

Der Advent und sein Lied von den offenen Türen und Toren ruft dies in uns wacht, steckt uns manchmal an mit seiner Sehnsucht und lässt uns dann als die erkennbar werden, die wir vor Gott sein wollen: leuchtend und voll Güte und Barmherzigkeit.

Amen.

Macht hoch die Tür...